

Maurice de Martin - Die Prophezeiung

Über das Entstehen, Vergeben und das Klavierspiel.

Ich werde immer asketischer.

Nicht aus Prinzip, nicht aus Pose, eher aus einer langsamen Ermüdung heraus. Früher dauerte das Packen ewig. Egal, wohin ich fuhr, egal wie lange: zwei, drei Stunden mindestens. Die tollsten Klamotten mussten mit, die interessantesten Bücher, eine Reiseapotheke für alle Eventualitäten. Ich wollte vorbereitet sein auf jedes denkbare Szenario, auf jede Stimmung, jede Krankheit, jedes mögliche Leben, das sich unterwegs ergeben könnte. Unter Bandkollegen hatte ich dafür einen Spitznamen: Doktor Martini.

Heute ist das Gegenteil der Fall. Fünf Minuten. Mehr braucht es nicht. Ich packe schwerfällig, gleichgültig, fast demonstrativ beiläufig. Zwei T-Shirts, eine Hose, ein Sweatshirt. Immer dieselben. Die gleichen Sachen, die ich auch zu Hause seit Jahren trage. Meine Frau beschwert sich manchmal. Sie sortiert die Socken und Unterhosen mit den Löchern aus, legt mir abends andere Kleidung hin und sagt, ich solle wenigstens halbwegs ordentliches Zeug mitnehmen. Ich nicke, meistens ohne Überzeugung.

Mein Schrank wird immer leerer, weil ich nicht mehr einkaufen gehe. Wie gut, dass ich eine Tante habe, die mich ab und zu mit ungetragenen Kleidern ihres verstorbenen Mannes versorgt. Gleiche Größe. Edelste Fabrikanten. Cashmere-Wolle, Adidas und so. Ich empfinde es als ehrenvolle Aufgabe, diese Sachen nach und nach aufzutragen. Als würde ich Zeit weitertragen.

Ein stoischer Philosoph – ein alter Römer, ein Kaiser, der über sich selbst und die Welt nachdachte – schrieb einmal, man komme mit nichts auf die Welt und solle sie auch so wieder verlassen. Mit nichts. Also bitte alles vorher auftragen. Oder, falls das nicht geht, jemanden bestimmen, der es tut. Diese Idee hat mir immer eingeleuchtet.

Nur frage ich mich, wie das mit den Dingen ist, die sich nicht anziehen lassen. Mit den über hundert Tonträgern. CDs, Schallplatten, Kassetten. Mit den Kunstwerken, den Projekten, den Homepages über die Projekte. Mit meiner Facebook-Timeline. Mit den Texten. Texten, die inzwischen ein massives Buch von weit über tausend Seiten füllen könnten. Und ich habe natürlich noch so viel zu erzählen. Was ich Stück für Stück niederschreibe, während mein Sohn seinen Mittagsschlaf hält. Wenn er aufwacht und wie ein Löwe in das Babyphone knurrt, klappe ich sofort und meist mitten im Satz meinen Laptop zu und renne in sein Kinderzimmer hoch. Entweder liegt er mit nachdenklicher Miene im Bett und schaut mir mit erstem Blick in die Augen, oder er strahlt mich mit seinem breitesten Grinsen an und rennt mir mit offenen Armen entgegen.

Bis vor ein paar Jahren ging ich davon aus, dass ich ein extrem intensives und zugleich kurzes Leben haben würde. Nicht glamourös, nicht mythologisch, eher wie diese bekannten Entdecker, Abenteurer, Bergsteiger, Leute, die immer unterwegs waren und irgendwann einfach nicht mehr zurückkamen. Das war mein innerer Plan. Altersvorsorge war deshalb völlig überflüssig, weil ich dieses Alter ohnehin nicht erreichen würde. Das ist heute eines meiner großen Probleme.

Dann wurde ich Vater. Auch das eine Sache, von der ich nicht gedacht habe, dass sie sich in meinem Leben ergeben würde. Obwohl ich es mir im Stillen immer gewünscht hatte: Vater sein!

Und ich liebe meinen kleinen Sohn über alles. Und meine Frau auch! Und diese Familiensituation, obwohl sie für mich in ihrer 24/7-Dynamik extrem anstrengend ist und ich merke, dass mein Körper nicht immer Volldampf geben kann.

Immer wieder kommt ein Gedanke: Ich muss unbedingt dafür sorgen, dass ihm nicht das widerfährt, was mir widerfahren ist. Dass er nicht mit zweieinhalb Jahren seine Mutter verliert, als Halbweise aufwachsen muss. Dass er nicht von Verwandten zu Verwandten weitergereicht wird, ohne wirkliches Zuhause, ohne minimales Urvertrauen. Diese frühe Leere hat meine Rastlosigkeit erzeugt. Und diese merkwürdige Bereitschaft zum schnellen Ende, trotz aller Liebe zum Leben. All das möchte ich ihm gerne ersparen.

Deshalb ist mir eine alte Prophezeiung heute viel unheimlicher als in der Zeit, in der sie sich ergab. Ende der Neunzigerjahre, an einem abgelegenen rumänischen Schwarzmeerstrand, hielt eine alte Frau vor der Veranda unserer Ferienwohnung. Überladen mit Blechtöpfen, Pfannen, metallischen Behältern. Sie forderte mich auf, mir die Hand lesen zu lassen. Neugierig und fatalistisch, wie ich damals war, ließ ich es zu. Für eine absurd anmutende Millionensumme in Lei.

Ihre Hand war klobig, schmutzig. Lange, ungepflegte Fingernägel. Und doch war die Berührung sanft. Zärtlich fast. Ihre Finger folgten den Linien meiner rechten Handfläche, es kitzelte leicht, lief mir kalt den Rücken hinunter. Ich genoss es. Es hatte etwas Intimes, beinahe Erotisches, obwohl die Frau selbst eigentlich abstoßend war.

Während dieses Rituals hat sie mich interviewt, ganz einfache Fragen zu meinem Alltag gestellt. Und ich habe sie, ohne viel darüber nachzudenken, direkt und ehrlich beantwortet. Nach gefühlt unendlicher Zeit sagte sie mir dann meine Zukunft: immer erfolgreich bei den Frauen, immer viel Trouble mit ihnen, großer Künstler, aber ohne anhaltenden Erfolg, immer arm, aber niemals Mangel. Immer unterwegs, wie ein Streuner, kein richtiges Zuhause bis zum Schluss. Alt würde ich nicht werden. Maximal sechzig.

Damals war sechzig unendlich weit weg. Heute gehe ich straight auf dieses Alter zu. Eigentlich zu banal, um es so zu schreiben: unglaublich, wie schnell Zeit vergeht.

Ich erzählte meinem besten Freund Mircea, dem rumänischen Jazzpianisten, davon. Er wurde wütend. Es sei respektlos, jemandem zu sagen, wie alt er werde. Aber ich solle mir keine Sorgen machen: Diese Frauen seien geschulte Alltagspsychologinnen. Sie wüssten genau, womit sie andocken. Wahrscheinlich habe sie während des Redens verschiedene Zukunftsmodelle in Echtzeit zusammengesetzt, passend zu mir.

Vielleicht war das Kunst. Vielleicht nur Routine.

Die Prophezeiung verschwand lange aus meinem Alltag, blieb aber im Gedächtnis. So wie das Alter 23 für mich lange ein Damoklesschwert war – das Alter, in dem meine Mutter starb. Heute ist es die 60. Nicht aus Angst vor mir selbst, sondern wegen meiner Familie. Weil ich für sie da sein muss. So lange wie möglich.

Schicksal geht seine Wege. Und es wiederholt sich nie eins zu eins. Vielleicht ist das alles nur ein Hinweis. Ein leiser Marker für die zweite Lebenshälfte. Dafür, dass die Straße nicht mehr endlos ist.

Wie der legendäre Krautrock-Schlagzeuger Klaus Dinger einmal sagte: Der Autobahn-Groove, den er geschaffen hatte, hätte irgendwann einmal nicht mehr unendlich getragen. Nicht, weil die Autobahn verschwunden wäre. Sondern weil man merkt, dass sie einen irgendwo und irgendwann einmal zu einer Ausfahrt führt.

Es kommt immer wieder vor, dass man denkt, man sei mit etwas zu einem Ende gekommen, nur um etwas später festzustellen, dass es noch lange nicht fertig ist. So schicke ich diesen Text vorschnell einer Freundin, als ich dachte, ich hätte ihn vollendet.

Ihre Antwort kommt schnell, und sie verschiebt etwas in mir. Sie schreibt, dass es ihr als Mutter ähnlich gehe. Dass auch sie darüber nachdenkt, älter werden zu wollen – wegen ihrer Kinder, um für sie da sein zu können. Und dass sie sich manchmal fragt, wie man das eigentlich sinnvoll macht: älter werden können.

Ich merke, dass mein Denken etwas anders verläuft. Mich beschäftigt weniger der Wunsch nach Verlängerung als die Nähe zwischen den Dingen: zwischen Entstehen und Vergehen. Am Anfang erscheint diese Strecke unendlich lang, ein offenes Feld ohne Begrenzung. Doch je älter man wird, desto mehr zieht sich diese Strecke zusammen. Oder vielleicht ist es nicht die Strecke, die sich verändert, sondern die Wahrnehmung. Dass es immer mehr wird – das Bewusstsein für das, was vergeht.

Kurz nach dem ersten Geburtstag meines Sohnes – als er dreihundertfünfundsechzig Mal das Licht der Welt nach dem Aufwachen wieder erblickt hat – stirbt besagter Jazzpianist, der eigentlich und trotz aller

Streitereien mein bester Freund ist. Und ein intellektueller Lebensgefährte. Über mehr als drei Jahrzehnte hinweg.

Und plötzlich sind da zwei Bewegungen in mir, die sich widersprechen und doch gleichzeitig stattfinden.

Auf der einen Seite dieses unbeschreibliche Glück:

Mein Sohn, wie er wächst. Nicht nur physisch, sondern in seinem Verstehen, in seiner Wahrnehmung, in der Art, wie er beginnt, auf die Welt zu reagieren und schließlich in sie hinein zu handeln. Alles geschieht mit einer Geschwindigkeit, die kaum zu begreifen ist.

Auf der anderen Seite die tiefe Trauer.

Der Verlust eines Menschen, mit dem ich zu viel geteilt habe, um es aufzuzählen: Jahrzehnte auf Tour, hunderte Konzerte, dreizehn veröffentlichte Alben und vor allem diese Gespräche über Gott und die Welt. Und der Schmerz darüber, dass all das plötzlich nicht mehr da sein soll. Für immer.

Diese Endgültigkeit trifft mich mit einer Wucht, die ich so nicht kannte. Sie wirft mich aus der Bahn. Wochenlang. Ein Zustand körperlicher Erschöpfung stellt sich ein, als wäre ich schwer krank geworden. Als hätte sich die Trauer in meinen Körper eingeschrieben. Ich erlebe das zum ersten Mal. Ich sage meiner Frau ironisch zugespitzt: Ich will das nicht öfter erleben, was ich gerade durchmachen muss, gut, dass ich kaum gute Freunde habe!

Meine Strategie ist zunächst einfach: Ich konzentriere mich noch stärker auf meinen Sohn. Doch ich merke schnell, dass mich das noch abwesender und noch trauriger macht. Meine Frau ist sehr feinfühlig und beschließt, den Sohn zu nehmen und für ein paar Tage wegzufahren, sodass ich alleine sein und meinen Schmerz verarbeiten kann. Also kaufe ich bei Tedi einen weißen Bilderrahmen, stelle ein Foto meines Freundes mit einer Friedhofskerze neben mich auf den Tisch und beginne zu schreiben. Ich schreibe über ihn, über uns, die Welt, in der wir lebten, über die Zeit kurz vor seinem Tod, über meine Reaktion auf sein Verschwinden.

Daraus entsteht ein Nachruf.

Eine Freundin übersetzt ihn ins Rumänische, und er wird in einem rumänischen Kulturjournal veröffentlicht.

Das Schreiben wirkt wie eine Befreiung. Es bringt mir einen inneren Frieden zurück – oder vielleicht zum ersten Mal überhaupt nahe. Einen Frieden, der vorher nie ganz da war. Nur in Ansätzen, nur zeitweise. Erst in dieser prekären Situation begreife ich, was es bedeutet, ihn zu verlieren – und was es bedeutet, ihn wiederzufinden.

Eigentlich bin ich lange vom Tod verschont geblieben. Vielleicht aus einer Art Ausgleich heraus. Denn gleich am Anfang meines Lebens, mit zweieinhalb Jahren, habe ich meine Mutter verloren. An einer Krankheit, die heute wahrscheinlich behandelbar wäre. Diese Erfahrung hat sich wie ein Einschlag in meine Erinnerung gebrannt und meine Jugend geprägt.

Und doch habe ich später ein Leben geführt, das auf Distanz zum Tod blieb. Ich war bis dahin nur auf einer einzigen Beerdigung. Dem ersten toten Menschen, den ich bewusst gesehen habe, begegnete ich Jahre später, in einem ganz anderen Zusammenhang.

Ich leitete einen Kurs an einer Schweizer Hochschule. Es ging um „Räume des Unbehagens“. Wir suchten Orte auf, die als unheimlich gelten: ein Atomkraftwerk, ein verlassenes Haus, in dem es angeblich spukt.

Der wichtigste Teil des Seminars war jedoch ein anderer.

Die Begegnung mit einem Bestatter, einer Sterbebegleiterin – und der Besuch eines Krematoriums.

Die Direktorin hatte uns eingeladen, einen ganzen Tag dort zu verbringen.

Von Anfang bis Ende. Wir durften alles sehen. Alles verstehen. Wir wurden behutsam durch die einzelnen Phasen geführt. Uns wurde sogar angeboten, selbst mit anzupacken – beim Schieben der Särge, beim Platzieren vor dem Ofen.

Wir standen hinter einer Glasscheibe und sahen zu, wie ein Sarg ins Feuer gefahren wurde. Wie er langsam verbrannte. Getrennt von dem Raum, in dem die Angehörigen standen. Dann zeigte man uns, wie die Asche entnommen wird. Wie Metallteile – Nägel, Implantate, künstliche Gelenke – herausgefiltert werden. Wie die verbleibenden Knochenreste gemahlen werden, bis am Ende feines Aschenpulver übrig bleibt, das in eine Urne gefüllt wird.

Wir durften überall dabei sein.

Und jederzeit gehen, wenn es zu viel wurde.

In diesem Kontext betraten wir auch einen Raum, in dem eine tote, sehr alte Frau aufgebahrt war und auf ihre Einäscherung wartete. Das war das erste Mal, dass ich einen toten Menschen sah.

Und das Überraschende war: Es war nicht unheimlich.

Im Gegenteil. Es hatte etwas völlig Natürliches. Fast Selbstverständliches. Auch für meine Studierenden. In den Gesprächen danach wurde klar, dass diese Erfahrung das Thema des Kurses beinahe konterkariert hatte. Das Unbehagen blieb aus. Stattdessen war da etwas wie Ruhe. Und Verstehen. Ein tiefes Verstehen von etwas sehr Wichtigem. Eine Studierende meinte nach dem Kurs, dass sie das erste Mal in ihrem Studium das Gefühl hatte, wirklich etwas gelernt zu haben, was sie ihr Leben lang begleiten wird. Ich hatte Angst vor der Entscheidung, meine Studierenden ins Krematorium

zu bringen, und mir ist ein Stein vom Herzen gefallen, dass sie die Auseinandersetzung mit dem Letzten so gut aufgenommen haben.

Viele Jahre danach stehe ich plötzlich im Kreißsaal.

Neben meiner Frau, die unter Schmerzen um die Geburt unseres Sohnes ringt. Stundenlang. Ich halte ihre Hände, reiche ihr Getränke, wische ihr die Stirn, spreche, versuche zu beruhigen, feuere sie an, weiterzumachen.

Und dann, plötzlich, ist er da.

Die Chefärztin legt ihr unser Baby in die Arme. Mir reicht sie eine Schere und sagt: „Das machen Sie jetzt!“

In dem Moment, in dem ich die Nabelschnur durchtrenne, denke ich ganz plötzlich und völlig unerwartet an diese alte Frau im Krematorium. An ihr friedliches Gesicht. Und an ein Bild aus einem Meme: ein junges Mädchen vor dem Spiegel, im Spiegel das Gesicht einer alten Frau. Darunter der Satz: *it's only a short ride, enjoy it.*

Genau daran denke ich. Ich weiß nicht, warum, es irritiert mich ein wenig, aber so ist es eben!

Und ich sage in Gedanken zu meinem Sohn, als die Hebamme ihn mir unvermittelt auf die Brust legt: Hier beginnt deine Reise. Ich weiß nicht, wie lange ich bei dir sein kann. Aber ich werde versuchen, diese Reise, solange ich bei dir und euch bin, für dich so schön und spannend zu machen, wie es mir nur möglich ist.

Im klaren Bewusstsein, dass zu dieser Reise nicht nur Schönheit und positive Spannung gehören. Sondern auch Drama. Verlust. All das, was – und das verstehe ich erst jetzt – immer mehr wird, je älter man wird.

Es heißt, die Eule fliegt erst in der Dämmerung.

Dass man die Dinge erst versteht, kurz bevor es dunkel wird. Erkenntnis ist nichts, an dem man sich lange laben kann. Deshalb muss man sie möglichst schnell weitergeben.

Und zugleich weiß ich, dass es auch ein Segen ist, das Wissen nicht allzu lange für sich behalten zu können. Und dass keine wirkliche Weisheit dazu befähigt, die Zukunft vorauszusehen.

Und so lande ich wieder bei dieser alten Roma-Frau an einem rumänischen Strand Ende der Neunzigerjahre, die mir sagte, wann es für mich so weit sein würde.

Dieses ständige Nachdenken über die Vergänglichkeit der Zeit kann sehr ermüdend sein!

In solchen Momenten setze ich mich ans Klavier. Ich nehme den Ordner mit den alten Kompositionen, die ich zusammen mit meinem verstorbenen Freund über Jahre hinweg auf Bühnen gespielt habe.

Wenn ich spiele, kommen mir manchmal die Tränen.

Und gleichzeitig ist da eine tiefe Befreiung. Es ist, als würde die Zeit stillstehen. Als würde ich gleichzeitig in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft existieren.

Ich habe das Klavier aus „pädagogischen Gründen“ aus meinem Studio in unser Wohnzimmer geschleppt. Ich will, dass unser Sohn frühestmöglich die Möglichkeit erhält, das Klavierspiel zu erleben und, wenn er will, selbst dabei mitzumischen, was er regelmäßig für kurze Momente tut. Meine Frau sagt, sie denke, dass ihn mein Klavierspiel am Abend beruhige und dass er dann entspannter ins Bett gehe.

Hinter dem Klavier liegt das Spieleparadies meines Sohnes.

Während ich so spiele, baut er dort ruhig und konzentriert seine Legotürme oder formiert lange Kolonnen mit seinen Lastern und Traktoren. Manchmal habe ich das Gefühl, dass er spürt, was da gerade mit seinem Papa passiert.

Und manchmal, wenn ich aufhöre und weine, tröstet mich die Mama, und auch er kommt zu mir. Er torkelt dann schnell herüber, wirft sich in meine Arme, legt seinen Kopf an meinen Bauch und bleibt einfach da.

Still. Und lacht mich an.

Als wollte er sagen:

Papa, ich weiß.

Und ich bin hier.